

Zeitzeichen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **101 (2014)**

Heft 6: **Jubiläumsausgabe = Édition anniversaire = Anniversary edition**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stadt – Nicht-Stadt Schweiz

Ein fiktives Gespräch

Zehn historische Texte aus hundert Jahren «Werk» – und zehn aktuelle Positionen zu Fragen der unmittelbaren Gegenwart. Zum Jubiläum unserer Zeitschrift machen wir den Versuch einer Debatte über das Jahrhundert hinweg. Die Architektin und Kunsthistorikerin Bernadette Fülcher wählte zusammen mit der Redaktion die historischen Texte aus – und die Persönlichkeiten, die das gleiche Thema aus heutiger Sicht beleuchten.

Anfang der 1960er Jahre breitet sich in der Schweiz steigender Wohlstand aus, und die individuelle Mobilität dank dem Auto verändert die Landschaft: Wohnsiedlungen und Einfamilienhausquartiere machen aus traditionellen Dörfern Agglomerationsgemeinden. Im Heft 2–1961 macht sich der Soziologe und Werk-Redaktor Lucius Burckhardt in Form eines inneren Dialogs Gedanken zu dieser Entwicklung: Als hätte er zwei Seelen in seiner Brust, argumentiert er sowohl für wie auch gegen diese ländlichen – oder eben nur scheinbar ländlichen – Wohnformen und vergleicht sie mit dem Wohnen in der Stadt.

Jacques Herzog übernimmt die Form des fiktiven Gesprächs. Er thematisiert die Schweiz nach der Abstimmung über Masseneinwanderungsinitiative, die das Land spaltete: Als Folge der starken Zuwanderung war in den letzten Jahren ein erhöhter Siedlungsdruck auf alle städtischen Typologien feststellbar: auf die Stadt, auf die Agglomeration und auf das Dorf. Abstimmungsanalysen zeigten, dass das knappe Ja zur Annahme der Initiative nur möglich war, weil in den Agglomerationen eine konservative, migrationskritische Mehrheit heranwächst. Jacques Herzog lässt als fiktive Gesprächspartner einen Stadt- und einen Nicht-Stadt-Bewohner (den er «Agglo» nennt) gegeneinander antreten, um so Argumente, Scheinargumente, Vorurteile, Klischees, Lösungsansätze und Ausweglosigkeit zum Ausdruck zu bringen. Die urbanen Entwicklungsszenarien der Schweiz werden – wie aus diesem Gespräch hervorgeht – nicht so sehr aus Visionen geboren, sondern aufgrund von Leidensdruck durch Kompromisse erstritten. Der Wille der Willensnation Schweiz ist ein Wille zur Abgrenzung – nicht zur Zusammenarbeit, die eine Grundvoraussetzung wäre für Urbanität.

Jacques Herzog

Nicht-Stadtbewohner (Agglo): Wir Bewohner in den Agglomerationen und Dörfern haben den Dichtestress satt! Wir haben zu viel Verkehrsstau, zu wenig Platz im Zug und im Tram, und dann steigen die Mieten auch noch überproportional. Es wird zu viel gebaut: Verdichtung, wohin man schaut. Die schöne Wiese vis-à-vis wird einfach zugebaut. Das mag in der Stadt in Ordnung sein, aber nicht hier auf dem Land. Die Bevölkerung wächst und wächst, vor allem durch Zuwanderung und Menschen, die sich an unserem Gemeinwesen hier gar nicht beteiligen wollen oder können, weil sie unsere Sprache nicht sprechen.

Stadtbewohner: Aber wir brauchen diese Menschen doch, um unsere Wirtschaft in Schwung zu halten!

Agglo: Aber doch nicht auch noch ihre Familien samt Onkel und Grossmutter ...

Das Nebeneinander von unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Lebensformen auf engem Raum ist Grundvoraussetzung einer funktionierenden Urbanität.

Stadt: Zugezogene Menschen haben seit jeher das Leben einer Stadt bereichert – und zwar wirtschaftlich wie kulturell. Das Nebeneinander von unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Lebensformen auf engem Raum könnte man beinahe als Grundvoraussetzung einer funktionierenden Urbanität definieren. Die befruchtende Wirkung dieses urbanen Nebeneinanders beschrieb der französische Stadttheoretiker Henri Lefebvre mit dem Begriff der «Differenz».

Agglo: Für eine Stadt mag das angehen, weil es da schon immer Ausländerquartiere gab, wo die unterschiedlichen Lebensauffassungen gelebt werden konnten, ohne dass man sich dabei in die Quere kam. In unseren Agglomerationen und Dörfern geht das nicht. Da kennt man sich noch, und je mehr nun verdichtet wird, desto anonymer wird hier das

Neue Formen des Wohnens



1
Wohnraum mit Gartenhof in der Siedlung Halen bei Bern. Architekten:
Atelier 5, Bern
Salle de séjour avec patio dans la cité de Halen près de Berne. Archi-
tectes: Atelier 5, Berne
Living-room and garden-courtyard in the Halen colony near Berne.
Architects: Atelier 5, Berne Photo: Albert Winkler, Bern

Lucius Burckhardt

Wohnformen haben sich in früheren Zeiten langsam entwickelt, sind aus der Tradition, aus den Klima- und Lebensbedingungen hervorgegangen, wurden abgewandelt, verbessert und allgemeingültig. Die heutigen Umweltbedingungen ändern sich so schnell und durchgreifend, daß wir nicht auf eine allmähliche Adaptation und eine kontinuierliche Entwicklung der entsprechenden Wohnform warten können. Wir sind dringend darauf angewiesen, bewußt nach neuen Wohnformen zu suchen, nach neuen Möglichkeiten, die unseren heutigen Bedingungen, unserer Lebensweise und – vor allem – unserer Landknappheit entsprechen. Das freistehende Einfamilienhaus gilt auch heute noch, trotz aller Aufklärung, in der allgemeinen Vorstellung als die schönste und komfortabelste Wohnform. Und gerade diese Vorstellung führt heute täglich zu einer unverantwortlichen Landverschleuderung, zu einer unbefriedigenden Vergrößerung unserer Städte und vor allem auch zu einer schlechten städtebaulichen Erscheinung, ohne dabei dem Einzelnen wesentliche Vorteile zu bringen. Wir haben aus diesem Grund in unserem Heft einige schweizerische und ausländische Beispiele zusammengetragen, bei denen, ausgehend vom Wohnen, neue Möglichkeiten der Siedlung, des Nebeneinanders verschiedener Familien gesucht wurden. Bei allen Beispielen steht das Bemühen im Vordergrund, der einzelnen Wohnung die Vorteile des Einfamilienhauses zu geben, gleichzeitig die Erschließung und Ausnützung des Geländes zu verbessern und das Nebeneinander verschiedener Wohnstätten gegen außen und gegen innen zu einer Einheit werden zu lassen. Meist stehen gerade unsere Baugesetze, die in ernsthaftem Bemühen um eine Ordnung entstanden sind, den so geordneten Lösungen entgegen, und bezeichnenderweise konnten die meisten unserer Beispiele nur durch mehrfache juristische Drehungen und durch neue Auslegung der Gesetze verwirklicht werden. Denn unsere Baugesetze basieren oft auf einer bestimmten Normalvorstellung und weniger auf prinzipiellen Grundlagen. b. h.

Wo und wie wohnen wir morgen?

Vorbemerkung der Redaktion:

Mit dem Prophezeien ist es eine eigene Sache. Wir können dieses und jenes vermuten, aber wir bekommen die Zukunft nie in den Griff. Aufgefordert, am Radio über das Thema zu sprechen «Wo und wie wohnen wir morgen?», fiel dem Verfasser zunächst nichts ein, bis er sich in zwei Stimmen teilte und so die Basis zu einer Triangulation ins Unbekannte gewann. Beide Stimmen haben gleichermaßen recht und unrecht; allerdings gewinnt die eine im Laufe des Gesprächs zunehmend die Sympathie des Autors, der offensichtlich ein Städter ist und hofft, daß es ihn nie nach Suburbia verschlägt. Wir drucken diese Sendung als besinnlichen Beitrag zu unserem Heft über «Neue Formen des Wohnens».

– Wo und wie wohnen wir morgen? Ich vermute, daß wir in Zukunft alle auf dem Lande leben. Die Städte haben ausgespielt, zumindest, insofern sie Wohnorte waren. Aber auch im industriellen Geschehen. Nur noch Regierungsbeamte, Bankleute und Angehörige des Großhandels müssen in die Stadt. Die Wohnstätten und die Industrie werden sich über das ganze Land verteilen. Die elektrische Energieversorgung und die Verkehrsmittel erlauben der Produktion heute jeden Standort. Und wohnen wollen wir ja alle sowieso im Grünen.

– Wo und wie wohnen wir morgen? Ich behaupte das Gegenteil: Das Land entvölkert sich, die Städte wachsen. In Zukunft wird man nur noch in Großstädten leben. Schon der moderne Produktionsprozeß verlangt nach einem städtischen Menschenreservoir. Die steigende Produktivität der Industrie bewirkt, daß sich die Beschäftigten von einer immer größer werdenden Zahl von Menschen regieren, verwalten, versorgen, unterhalten, bedienen lassen. Das alles geschieht in der Stadt.

– Meine Vermutung, daß wir in Zukunft auf dem Lande leben werden, hat sowohl den optischen Eindruck als auch die

Statistik für sich. Wir brauchen nur aus dem Eisenbahnfenster zu schauen, um zu bemerken, wie viel heute in den Kleinstädten, den Dörfern und auf dem flachen Lande gebaut wird. Und tatsächlich zeigt uns ja die Statistik, daß der große Bevölkerungszuwachs nicht mehr, wie früher, auf die Großstädte fällt und daß auch die Industrie sich heute auf das Land ausdehnt.

– Aber wie hätten denn die Großstädte mit ihrer Umgebung Schritt halten können? Das Gebiet, das politisch zu ihnen gehört, ist seit Jahrzehnten schon besetzt. Wer heute einen städtischen Arbeitsplatz annimmt, der zieht notgedrungen in einen Vorort außerhalb der Stadtgrenze und erscheint statistisch als ein Landbewohner. In Wirklichkeit ist er ein Großstädter so gut wie der zuerst Gekommene, der auf Stadtboden wohnt.

– Wenn ich davon sprach, daß wir in Zukunft ländlich wohnen werden, so dachte ich nicht in erster Linie an jene Vororte, die man schon Schlafstädte genannt hat, weil sich der arbeitende Teil ihrer Bewohner nur nachts in ihnen aufhält. Vielmehr möchte ich auf jene Orte hinweisen, an welchen sich eine tragende Industrie niedergelassen hat, so daß die Bewohner an ihrem Wohnort Arbeit finden und sich ein neues, unabhängiges Städtchen bildet.

– Dazu ist zunächst zu sagen, daß die Fabrik vermutlich nicht freiwillig aufs Land gezogen ist, sondern aus Platzmangel. Es geht ihr also nicht anders als den Bewohnern der Vororte. Die moderne, eingeschossige Fließbandanlage braucht eben mehr Platz als die alte Manufaktur. Daß sie diesen Boden in der Großstadt nicht bekommt, beweist ja gerade, daß Großstadtboden heute intensiver genutzt wird als bloß von eingeschossigen Fabriken.

– Es ist möglich, daß einige Industrien mit besonders großem Raumbedarf aus diesen Gründen die Stadt verlassen haben. Aber heute sind die Fabriken ja vor allem um Arbeitskraft besorgt, und diese ist es, die sie auf dem Lande suchen. Früher kam der Arbeitsuchende in die Stadt, heute geht die Industrie zu ihm aufs Land.

– Aber auch damit bewirkt die Industrie noch keine Entvölkerung der Stadt, ja nicht einmal eine Bremsung der Zuwachsrates der Stadtbevölkerung. Denn an die Stelle der weggezogenen Fabrik kommt bestimmt ein Verwaltungsgebäude. In einer modernen Fabrikhalle erblickt man heutzutage nicht mehr viele Menschen. Viel zahlreicher sind die Beschäftigten in den Büros, der Verwaltung, den Geschäften und den dienstleistenden Berufen.

– Schon einmal spielten Sie auf jene Berechnungen an, welche sagen, daß mit der wachsenden Rationalisierung und Automatisierung die Zahl der Industriearbeiter zurückgehen wird und daß in Zukunft ein immer höherer Prozentsatz der Menschen in den dienstleistenden Berufen steht, welche nicht in diesem Maße oder überhaupt nicht rationalisiert werden können. Ich sehe aber nicht, was das mit unserem Gespräch zu tun hat, denn diese versorgenden, verwaltenden, bedienenden und unterhaltenden Berufe können ebenfalls auf dem Lande und in der Nähe ihrer Kundschaft angesiedelt sein.

– Zweifellos wird sich eine gewisse direkte Versorgung immer bei der Kundschaft niederlassen. Der Händler, der Coiffeur, Wirtshaus und Kino werden der sich dezentralisierenden Industrie überallhin folgen. Aber eine gewisse höhere Verwaltung und zentralere Versorgung ist immer auf die Städte angewiesen. Es ergibt sich das mit der gleichen Logik, wie eben Gymnasien und Hochschulen, Spezialärzte und Kliniken, Institute und Museen in den Großstädten zu Hause sind. Je komplizierter die Produktion wird, desto mehr zentrale Funktionen sind zu erfüllen.

– Ich habe nichts dagegen, daß die Spitzen der Forschung, des Handels und der Verwaltung in der Großstadt bleiben. Dennoch könnte ich mir denken, daß bei den heutigen raschen Verkehrsmitteln und Verbindungen der Standort auch dieser Instanzen unwichtig wird und ebenfalls aufs Land verlegt werden kann.

– Sie sprechen von schnellen Verbindungen. In der Tat können wir uns heute sehr rasch fortbewegen. Jedoch wird mit der von Ihnen prophezeiten Dezentralisierung die private Motorisierung so ungeheuer, daß sich die Straßen verstopfen und die Verbindungsmöglichkeiten wieder unbrauchbar werden.

– Sicherlich wird die Zukunft nochmals eine Steigerung des Verkehrs bringen. Jedoch glaube ich, daß sie auch eine sinnvollere Zuordnung der Wohn- und Arbeitsstätten bringen wird, die den Verkehr wiederum entlastet. Wenn sich der Verkehrsandrang nicht mehr auf die in der Großstadt konzentrierten Arbeitsplätze zuwälzt, sondern jeder an seinem Wohnort Arbeit findet, so fällt die größte Verstopfung dahin.

– Damit postulieren Sie nun etwas, was unserem gesellschaftlichen System diametral entgegengesetzt ist. Unser industrielles System brachte die Trennung von Wohnort und Arbeitsplatz, nicht nur im räumlichen Sinne, sondern auch im juristischen. Der Arbeitsplatz hat mit der Wohnung nichts zu tun. Wir wechseln die Wohnung und behalten unsere Stelle – wir wechseln die Stelle und behalten die Wohnung. Diese Freiheit wollen wir behalten. Wir sind bereit, die daraus entstehenden Distanzen mit Auto, Tram oder Velo zu überwinden. Mit dem immerwährenden Wechsel von Stelle und Wohnung verwirren sich die Arbeitswege immer aufs neue. In der Stadt ist diese Verwirrung noch möglich. Vollzieht sie sich im größeren Raum, so wird sie untragbar. Nur die Stadt bietet diese Freiheit des Wechsels, und sie hält die Stadt zusammen.

– Diese Freiheit wird von der jüngeren Generation nicht mehr im gewohnten Maße wahrgenommen und geschätzt. Frühzeitig finden die Jungen ihren definitiven Arbeitsplatz, und frühzeitig suchen sie sich auch eine bleibende Wohnstätte. Das Haus, das sie sich wünschen, hat ländlichen Charakter, ist breit gelagert, hinter Blumen versteckt und auch innen voller Blumen. Für dieses Haus verzichten sie auf die Freiheit der Stadt, auf die Möglichkeit des leichten Stellenwechsels. Es ist ein neues Leben in der Natur, das hier beginnt und das mit der Stadt nichts mehr zu tun haben will.

– Seit siebzig Jahren oder mehr steht die Stadt unter dem Trommelfeuer der Kritik. Romantik, Naturschwärmerei und eine sektierische Hygiene predigen gegen die Wüste des Asphalts, gegen das Babel der Sünden. Kein Wunder, daß diese Propaganda nun endlich ihre Früchte trägt. Aber ich stimme mit Ihnen nicht überein, wenn Sie die neue Wohnweise als ländlich bezeichnen. Sie braucht einfach viel Platz, und weil dieser in der Stadt nicht zu finden ist, so wird er am Stadtrand und auf dem Lande gesucht. Dennoch sind diese Landbewohner Städter.

– Eben um diese Städter zu wirklichen Landbewohnern zu machen, soll sich auch die Industrie dezentralisieren. Wir wollen nicht, daß unsere Vororte bloße Schlafstädte sind, sondern wir wollen echte, sich selbst mit Arbeit und Brot versorgende ländliche Industrieorte.

– Zweimal schon sagten Sie das Wort «Schlafstadt». Ist es denn so schlimm, wenn wir an einem Orte nur unsere Freizeit verbringen? Die Trennung von Wohn- und Arbeitsstätte können wir nicht rückgängig machen. Die «Schlafstadt» als ländliche Vorstadt verbindet den Nachteil eines langen Arbeitsweges mit

dem riesigen Vorteil des Kontaktes mit der Stadt. Ich begrüße die sogenannte Schlafstadt als eine der möglichen Lebensformen in der Großstadt.

– Der lange Verkehrsweg, seine Erstellung, sein Unterhalt, der öffentliche und private Verkehr darauf, das alles kostet Geld. Denken Sie auch daran, daß der Verkehr aus den Vororten die Stadtmitte aufsprengt, daß dort Straßenkorrekturen, Unterführungen, Untergrundbahnen gebaut werden müssen! Die Großstadt mit ihrer Konzentration der Arbeitsstätten und den weiten modernen Villenvororten ist volkswirtschaftlich eine gewaltige Belastung und Verteuerung des Lebens.

– Lassen Sie mich darauf antworten, daß ich gerade Ihre Art der Entlastung der Großstadt durch künstliche Kleinstädte oder weitgebreitete ländliche Industriesiedlungen für enorm kostspielig halte. Der Einzelne denkt natürlich nur an die Erstellungskosten seines Hauses. Aber auch die Erschließung muß letzten Endes von ihm getragen werden, wenn auch über die Steuern.

– Wenn wir dabei sind, die Verluste zu errechnen, so müßte man auch an diese denken: In der Großstadt wird stets etwas abgebrochen, wenn etwas Neues erstellt werden soll. Der wirtschaftliche Prozeß der ständigen Verdrängung von Wirtschaftszweigen durch andere, der durch die Bodenwertsteigerungen bedingte Wechsel bedeutet eine Zerstörung von bestehenden Kapitalgütern. Draußen auf dem Lande haben alle Platz, können alle großzügig planen, muß nichts vernichtet werden.

– Die Abbrüche und Baustellen in der Großstadt bringen wohl Verluste mit sich. Sie sind aber der Ausdruck der Flexibilität der Großstadt. Wohl wären wir bei der Planung im freien Lande von vorgegebenen Bindungen frei. Aber das System, das wir dort erstellen, hat nicht die Flexibilität, die ein Wirtschaftsraum haben muß, um sich dem Fortschritt der Produktionsmethoden anpassen zu können. Ein Abbruch und Neuaufbau in der Großstadt kommt uns nicht so teuer zu stehen wie eine Region, die in eine wirtschaftliche Notlage gerät, weil die dort befindliche Fabrik nicht mehr gebraucht wird.

– Wir sind wohl beide nicht in der Lage, unsere Behauptungen mit exakten Zahlen zu belegen. Ich aber bin der Meinung, daß die Entscheidung darüber, wie wir wohnen werden, nicht auf dem Sektor der Kosten fallen wird. Der Wille, ländlich und weiträumig im Grünen zu wohnen, ist übermächtig, und wir nehmen dafür auch Verluste in Kauf. Die Begegnung des Städters mit dem Lande und der Landwirtschaft wird eine Lebensform jenseits der bäuerlichen und jenseits der städtischen Welt ergeben.

– Sie sind doch nicht etwa der Auffassung, daß die jetzige Mode der Traumvillen hinter Büschen mit Rasenmähern und Quarzitplatten, mit Ölheizung und Grapefruitsaft, Stahlrohrlieggestühlen und Luftmatratzen sozusagen die Fortsetzung unserer bäuerlichen Kultur sei? Ich meine vielmehr, sie sei deren Ende.

– Ich glaube, daß diese neue Lebensform mit den Worten «städtisch» oder «ländlich» nicht charakterisiert werden kann. Es bildet sich eine neue Form der ländlich wohnenden, aber nicht bäuerlich beschäftigten Bevölkerung. Vielleicht ergibt das eine neue, fruchtbare Verwurzelung der industriellen Bevölkerung. Städtisch ist ihre Kultur, an die sie durch Radio, Fernsehen und Zeitschriften angeschlossen sind. Ländlich ist ihre Lebensweise, ihr Hobby.

– Unsere Kultur ist städtisch. Wer auf dem Lande lebt, aber Städter ist, hat nicht teil an der bäuerlichen Kultur, sondern an der städti-

Wo und wie wohnen wir morgen?

schen. Vom Lande aus kann man sich aber nur passiv an dieser beteiligen. Wenig halte ich von jenen Dingen, die eine flinke Propaganda heute vergoldet: das Hobby, das Grillieren von Bratwürsten im Garten, die Surprise-Party beim Nachbarn und dessen Eisschrank, das Do-it-yourself. Sie ersetzen nicht die Teilnahme an der wahren Bildung, nicht die Begegnung mit gleichgesinnten Menschen, nicht die echte Sammlerleidenschaft, nicht das wirkliche Dilettieren in Malerei, Musik, Literatur.

– Ich könnte mir aber denken, daß bei dieser neuen Besiedlungsform, die eine kräftige Durchmischung unseres Volkes mit sich bringen wird, aus der nachbarschaftlichen Begegnung der heterogenen Bevölkerungsteile eine neue Form des kulturellen und gesellschaftlichen und vielleicht auch des politischen Lebens entsteht.

– Nie werden wir alle auf dem Lande leben können; nicht einmal alle in Einfamilienhäusern. So würde sich in Zukunft die Bevölkerung einteilen in solche, die es schon zu einer Villa gebracht haben, und solche, denen es versagt ist. Angesichts dieser unerfreulichen Spaltung der Bevölkerung hoffe ich auf die Vielfalt der möglichen Lebensweisen in der Stadt selbst, wo die soziale Schichtung quer durch die Wohnweisen geht. Mit Vergnügen registriere ich neue städtische Wohnformen: das Atriumhaus als Einfamilienhaus mit minimalem Landbedarf, das Penthaus als Luxuswohnung auf dem Dach des Bürohauses, die Maisonnette-wohnung, die im Mietblock zwei Etagen ermöglicht und damit die Illusion eines Eigenheims gibt.

Nachbarschaft und ein bißchen Vereinstätigkeit sind keine ausreichende Kontaktnahme mit der Öffentlichkeit. Die Beziehung der neuen Landbewohner zu ihrem Dorf, das oft noch von der ursprünglichen Bürgergemeinde verwaltet wird, sind entweder schlecht oder künstlich.

– Vielleicht aber nicht schlechter als bei denjenigen, die jenseits der Stadtgrenze wohnen und in der Stadt arbeiten. Ihre Interessen liegen in der Stadt, ihr politisches Mitspracherecht gilt dem Dorf, das sie bewohnen. In der neuen, ländlichen Industriestadt aber wird sich das Interesse der Städter wieder den Problemen des sie umgebenden Landes zuwenden. Die Liebe zur Natur, zur Landschaft und zur Landwirtschaft, die sich heute in Spaziergängen, in Wochenendhäuschen, in Ferienaufenthalten Luft macht, wird damit ins alltägliche Leben einbezogen.

– Oder verlorengelassen. Der Bauer hat ein direktes Verhältnis zur Natur; der Städter ein dialektisches. Der Städter weiß, daß er nicht in der Natur lebt, und so widmet er ihr sein Interesse. Der städtische Landbewohner aber wird glauben, er lebe in der Natur, und er wird die Natur mit seinem geschorenen Rasen und seinem Schwimmbassin verwechseln. Die Landschaft, die er sich formt, ist künstlicher noch als die Stadt.

– Alle Landschaft ist künstlich und nichts als das Abbild ihrer Wirtschaftszustände. Unsere bäuerliche Landwirtschaft schuf das uns gewohnte Bild unseres Landes. Die Wohnlandschaft der Zukunft schafft ein neues Bild. Auch dieses kann so gestaltet werden, daß es Heimat wird.

– Ich aber glaube an die Stadt. Die Stadt ist nicht zu umgehen. Wir können sie vielleicht entlasten, wir können einen Teil des Verkehrs um sie herum leiten, wir können aber nicht auf die Stadt selber verzichten. So ist die Regenerierung der Städte eine der Landesplanung und Landschaftsgestaltung ebenbürtige Aufgabe, denn sie betrifft die Heimat einer wachsenden Mehrzahl der Menschen.

Leben. Das wird dann ja schon fast wie in der Stadt!

Stadt: Das wäre ja das beste Argument, die Agglomerationen weiter zu verdichten. Statt der angeschwollenen Dörfer könnten richtige Quartiere entstehen, mit Plätzen, Strassen und Gassen ...

Agglo: Dann geht aber unsere Identität als Dorf verloren und der Bezug zur Natur.

Städtische Quartiere tragen Namen, die jeder kennt und mit denen er klare Bilder verbindet.

Stadt: Im Gegenteil: So entsteht erst Identität. Die städtischen Quartiere tragen Namen: St. Johann, Matthäus, Paulus in Basel, Enge, Seefeld in Zürich, Matte oder Kirchenfeld in Bern. Quartiere tragen Namen, die jeder kennt und mit denen er klare Bilder verbindet. Sie sind Teil einer Stadt mit einer spezifischen Identität, während ehemalige Dörfer wie Riehen, Oberwil, Birsfelden, Dietikon, Wettingen oder Ostermündigen um ihre Identität ringen und nicht wissen, wer sie sind und wohin sie gehören.

Agglo: Sie gehören aufs Land und sicher nicht zur Stadt mit ihrer arroganten Haltung gegenüber denjenigen, die anders denken und sich zum Land und zur Idee der Heimat bekennen!

Stadt: Zu welchem Land? Das Land verschwindet ja in erschreckender Weise, weil durch die lockere Streubauweise in den sogenannten «Landgemeinden» alles zugebaut wird.

Agglo: Etwas mehr als die Hälfte der Schweizer Bevölkerung lebt in Agglomerationen und Dörfern und ist zufrieden mit dieser Streubauweise. Bei uns gibt es noch Natur und nachbarliches Leben.

Stadt: Es gibt auch in der Stadt Natur und nachbarliches Leben! Es gibt grossartige Parks, in denen sich die Menschen begegnen, wenn sie das wollen. Es gibt Alleen, Promenaden entlang des Sees, des Rheins oder der Aare. Ausserdem gibt es stadtnahe Wälder und Hügel. Leider wer-

den diese natürlichen Erholungsräume immer mehr beschnitten. Der Grund ist die mangelnde Bebauungsdichte und der daraus resultierende übergrosse Flächenbedarf.

Agglo: Die Menschen wollen aber so leben; Sie wollen in der Natur aufwachsen. Das entspricht dem schweizerischen Selbstverständnis und unserer bäuerlichen Tradition. Die Schweiz hat genug Land und Natur, wenn wir nicht mehr und mehr Menschen in unser Land hineinlassen.

Stadt: Das sieht die Mehrheit der Bevölkerung aber anders, wie man bei der Abstimmung zur Zweitwohnungsinitiative beobachten konnte. Die Schweizer sind besorgt um ihre Landressourcen.

Mehr als die Hälfte der Schweizer Bevölkerung lebt in Agglomerationen und Dörfern und ist zufrieden mit dieser Streubauweise.

Agglo: Aber schaut Euch doch die Dörfer in den Bergregionen an, die nun von dieser Initiative betroffen sind! Dort gehen Arbeitsplätze in Bauwirtschaft und Tourismus verloren. Das ganze lokale Gewerbe leidet, weil die Städter aus ihrer nostalgischen Sehnsucht nach unberührter Natur diese Initiative durchdrückten.

Stadt: Das ist doch aber eine verkehrte Welt! Einerseits wendet Ihr Euch gegen die Stadt, weil Ihr das Ländliche dem Städtischen vorzieht – aber wenn es darum geht, dieses Ländliche auch für eine kommende Generation zu erhalten, wollt Ihr davon nichts wissen und fordert das Recht und die Freiheit, weiter in die Landschaft hinaus zu bauen.

Agglo: Das hat tatsächlich mit anderen Vorstellungen über Recht und Freiheit zu tun. Es geht doch nicht, dass Basler und Zürcher den Wallisern sagen, ob sie in ihrem eigenen Kanton bauen dürfen oder nicht. Jede Gemeinde ist autonom und kann über ihr Territorium selbst bestimmen. Deshalb sind auch Gemeindefusionen problematisch, weil dabei immer ein

Stück Unabhängigkeit und Identität preisgegeben wird. Über Kantonsfusionen müssen wir schon gar nicht reden.

Stadt: Es scheint tatsächlich so, als dürfe man nicht einmal darüber reden, geschweige denn Simulationsstudien in Auftrag geben über Vor- und Nachteile einer Kantonsfusion. Das beste Beispiel ist der Kanton Baselland.

Agglo: Wieso Geld für teure Studien ausgeben, wenn eh klar ist, dass eine Fusion nicht erwünscht ist? Wollen wir riskieren, dass die bürgerliche Landschaft von der rot-grünen Politik der Stadt über den Tisch gezogen wird? Nein! Wollen wir höhere Verwaltungskosten durch mehr Administration? Nein! Wollen wir unsere ländliche Identität aufgeben? Nein!

Stadt: Da kommt aber viel Ablehnung, die bei genauer Betrachtung nicht haltbar ist. Der Landkanton ist bevölkerungsreicher, wird also auch in einem fusionierten Kanton bei Abstimmungen mehr politisches Gewicht in die Waagschale werfen können. Ein Kanton ist administrativ zunächst mal viel schlanker aufgestellt als zwei Halbkantone. Das Problem ist wohl eher, dass zahlreiche Beamte und Gemeindepolitiker um ihre Ämtelein fürchten!

Agglo: Trotzdem bleibt das Problem der verlorenen Identität: Wir sind nicht Stadt, wir sind Land...

Stadt: Wenn Identität nur durch Abgrenzung gegenüber der Stadt definierbar ist, dann ist das aber eine schwache Identität! Gerade die Liebe und Verbundenheit zur Landschaft ist ein Grund zur Fusion mit der Stadt. Funktionen können zusammengelegt werden, es wird weniger Land verbaut, und die Agglo wird aufgewertet, weil die Zusammenarbeit mit der Stadt eifersuchtslos und pragmatisch angepackt werden kann. Die Stadt Basel braucht die Landschaft und Basel-Landschaft braucht die Stadt. Zusammen sind sie sowohl wirtschaftlich als auch politisch stärker.

Agglo: Stadt und Land arbeiten ja in wichtigen Dossiers ohnehin zusammen; das funktionierte ja offenbar bisher. Ausser-

dem führte Zusammenarbeit mit der Stadt stets zu hohen finanziellen Belastungen, zum Beispiel für kulturelle Leistungen wie das Theater, die nur von wenigen Leuten genutzt werden. Es gibt auch eine Kultur in den Agglomerationen und Dörfern, die gefördert und erhalten werden will. Unsere Gesangsvereine, unsere Mehrzweckhallen, unsere regionalen Feste.

Stadt: Niemand will populäre Kultur abwürgen, ob sie in der Stadt oder auf dem Land stattfindet. Ich bezweifle aber, dass man sie in einem «pseudoländlichen» Kontext für die Zukunft erhalten und für die Jungen einer nächsten Generation attraktiv erhalten kann. Es verändert sich doch alles, und nur durch ständige Veränderung und Infragestellung lassen sich Traditionen und Werte aufrechterhalten.

Agglo: Das ist doch keine Generationenfrage. Es wird immer Menschen geben, welche sich auf dem Land wohler fühlen und das Stadtleben ablehnen. Das erlebt die Stadt ja sogar in ihren eigenen Mauern. Einzonungen von Familiengärten für Wohnüberbauungen werden abgelehnt, obwohl mehr Menschen davon profitieren könnten; Zonenplanrevisionen haben es schwer beim Volk, weil die Leute Hochhäuser und Verdichtung nicht mögen. Auch in der Stadt wollen viele an Orten wohnen, die dörflichen, ja bäuerlichen Charakter haben.

Kreativität und Innovation entstehen in der Stadt, weil dort seit jeher Konkurrenz und Druck sich zu behaupten herrscht, während ausserhalb der Stadt Selbstgenügsamkeit und Abwehrhaltung gegenüber Neuem vorherrschen.

Stadt: Bäuerlich ist das nicht, aber tatsächlich gibt es eine Bewegung hin zu landwirtschaftlicher Produktion mitten in der Stadt. «Urban Farming»-Pioniere produzieren auf Flachdächern von Lokdepots frisches Gemüse und betreiben Fischzucht. Aber das ist Ausdruck einer urbanen Kultur und nicht einer bäuerlichen Retrobewe-

gung. Das ist eine kreative Form, an verdichteten, «unmöglichen» Orten Qualität zu produzieren. Es ist auch ein weiterer Beweis, dass Kreativität und Innovation in der Stadt entsteht, weil dort seit jeher Konkurrenz und Druck sich zu behaupten herrscht, während ausserhalb der Stadt Selbstgenügsamkeit und Abwehrhaltung gegenüber Neuem vorherrschen. Wenn Ihr sagt, die dörfliche Mentalität erfasse die Stadt, so antworte ich, dass nur eine urbane Mentalität die Agglo vor der Verslumung und Verwahrlosung retten kann. Nur dann wird diese riesige schweizerische Nicht-Stadt, in der über die Hälfte der Schweizerinnen leben, zum attraktiven Ort für Menschen und für Firmen.

Nur eine urbane Mentalität kann die Agglomeration vor der Verslumung und Verwahrlosung retten.

Agglo: Es entspricht doch nicht der Schweizer Mentalität, die Vororte zu versüßeln. Das ging höchstens noch zur Zeit der Eingemeindungen Anfangs 20. Jahrhundert in Zürich oder in Basel, als zum Beispiel das Fischerdorf Kleinhüningen einverleibt wurde. Das wäre doch heute undenkbar! Nennen Sie mir einen einzigen Ort in der Schweiz, wo das heute probiert wird...

Stadt: Es gibt leider wenig Beispielhaftes, aber interessante Versuche: L'Ouest Lausannois, Zürich Glatttalsstadt und die Birsstadt vor den Toren von Basel. Interessant ist ja, dass die Initiative zur gemeinsamen Planung mittlerweile von den Gemeinden ausgeht und nicht bloss auf Druck der Kantone, das heisst «bottom up». Diese Beispiele werden zeigen, ob es der Schweiz gelingt, für das Problem der Zersiedlung und des Bevölkerungswachstums eine eigene, spezifische Lösung zu finden, einen neuen Föderalismus, der ohne Heimatparolen und Subventionen überleben kann. —

Jacques Herzog, 1950 in Basel geboren, studierte 1970 bis 1975 Architektur an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich (ETH Zürich) bei Aldo Rossi und Dolf Schnebli. Er gründete 1978 ein eigenes Architekturbüro gemeinsam mit Pierre de Meuron. Seit 1994 ist er Gastprofessor an der Harvard University und seit 1999 Professor an der ETH Zürich, ETH Studio Basel – Institut Stadt der Gegenwart.

Der Soziologe Lucius Burckhardt (1925–2003) machte 1955 mit dem programmatischen Essay «achtung: die Schweiz!» auf sich aufmerksam, den er mit Markus Kutter und Max Frisch verfasste. 1962–72 leitete er die Redaktion des «Werk». Als Autor und Dozent an verschiedenen Hochschulen begründete er die «Spaziergangswissenschaft» als Urbanismuskritik auf Augenhöhe.

Dieser Beitrag wurde unterstützt von Halter AG.